

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 161.

Mittwoch, 24. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(5. Fortsetzung.)

Auf dem Marktplatz reiten die französischen Offiziere. Und Barbefier erklärt den finster dreinschauenden Bürgern, daß der König von Frankreich die Stadt nur zur Sicherheit der Rheinpassage begehre. Im übrigen solle die Stadt bei allen ihren Privilegien und Funktionen unbeeinträchtigt gelassen werden.

Der schwächliche Franzose hebt sich in den Bügeln. Seine harte, näselnde Stimme schnarrt über den Marktplatz:

„Ich gebe eine halbe Stunde Bedenkzeit. Weigert sich der Magistrat nach Ablauf dieser Frist, Besatzung einzunehmen, so wird die ganze französische Artillerie herbeirücken und den Einwohnern in Feldern und Weinbergen für viele tausend Gulden Schaden anrichten.“

Der Magistrat ist in grenzenloser Verwirrung.

Wäre nur Johann Friedrich Seidenbender erst da. Aber er kommt und kommt nicht zurück! Wenn einer den Mund auf dem rechten Fled hat, so ist er es!

Wenn einer keine Furcht vor Tod und Teufel hat, so ist er es! Aber wo bleibt er? Der Magistrat möchte die Antwort an den ungeduldigen Franzosen hinauschieben und die Sache hinziehen, bis Seidenbender zurück ist. So lädt er die Herren zu einem Trunk Wein und einem Frühstück im Rathausaale ein. Die ungebeten Gäste lassen es sich schmecken, drängen aber trotzdem auf rasche Entscheidung. Schüchtern verlangt der Magistrat Barbefiers Vollmacht zu sehen.

Er zeigt ihnen ein kleines Stück Papier und brüllt sie an:

„Das ist meine Vollmacht, und draußen vor dem Tore halten die Zeugen!“

Die Männer von Worms knirschen mit den Zähnen. Und endlich müssen sie sich zur Kapitulation bequemen.

Es geht ein Seufzen durch die Stadt.

„Um Gott, was tut Ihr da, Ahne? Denkt Ihr nimmer an Euer krankes Bein und die gichtigen Hände?“

Und Muhme Dorothee verhält zögernd den Schritt, als sie auf der Schwelle von Urgroßmutter's Zimmer steht. Sie hat mit Sibylle nebenan in ihrem Stübchen mit der grünen Seidentapete gegessen, um den runden, eingelegten Tisch, auf dem der hohe Armleuchter brannte. Sie waren beide emsig vertieft gewesen in ihre Näharbeiten, indes der Herbstwind rauschend in die gelben Blätter der alten Kastanien am Fenster fuhr.

Ab und zu hatte eine der beiden Frauen ein wenig ängstlich lauschend den Kopf gehoben, wenn irgend ein fremdes Geräusch herüber tönte von der Stadt.

Einmal war Sibylle auch aufgestanden und hatte das Fenster, das zum Rhein hinausging, ein wenig geöffnet, um besser hören zu können.

„Mir war, als seien Schritte im Garten gegangen, Muhme Dorothee. Aber jetzt ist alles wieder still und dunkel. Nur den Rhein höre ich mächtig rauschen in der Tiefe.“

Es wird wohl auch nur die Nacht gewesen sein, so Seidenbender uns zum Schutze in Hof und Garten postierte. Einer von den braven Männern der Bürgerwehr. Hast Du Angst, Sibylle?“

Das Mädchen schloß das Fenster und kam langsam

an den Tisch zurück, auf dem die Kerzen im messingnen Armleuchter still und geruhig brannten.

„Ich will keine Angst mehr haben, Muhme Dorothee. Aber manchmal schnürts mir doch das Herz zusammen.“ Sie preßte beide Hände gegen die Brust.

Wie Marie vorhin erzählt hat, haben die Franzosen nun doch schon Einzug gehalten in Worms. Indes der Seidenbender fortgeritten ist mit dem Stadtschreiber, den französischen General zu suchen.

Und Sibylle wollte sich just wieder an ihren Platz setzen auf den steifen, hochlehnigen Stuhl, und nach ihrer zierlichen Näharbeit greifen, — als ein ungewohntes Geräusch von nebenan sie aufhorchen ließ, wo die Ahne ihre Stube hatte. Die beiden Frauen eilten zur Tür, denn sie fürchteten schon, der Greisin sei etwas zugestoßen. Da sahen sie, daß Frau Emerentia Battenberg ihren gewohnten Lehnstuhl verlassen hatte, und, — was sie sonst nie tat, — zu einem der alten Wandschränke gehumpelt war, in dem sie nun kramte.

„Um Gott, Ahne, seid Ihr von allein aufgestanden? Aber, es ist noch ein halbes Stündchen Zeit, bis die Marie kommt, um Euch ins Bett zu bringen! Wollt fürfichtig sein und nimmer zu Fall kommen!“

Und Muhme Dorothee wollte besorgt mit beiden Händen die Alte stützen. Aber die schüttelte nur langsam den weißen Kopf. Und aus ihrem zahnlosen Munde kam es hart und fast scheltend: „Hab heute eine seltsame Kraft gespürt in mir, daß ich wieder alleine stehen kann. Und weil nun die Franzosen kommen, sollt ihr mir dies alles vergraben im Garten. Unter der alten Eiche, die an der Mauer am Rhein steht. Denn ich hab ja noch so viel kostbaren Schmuck und so viel Perlen von den Ahnfrauen der Battenberge her.“

Und sie kramte mit ihren hageren Fingern in kostbaren, samtgepolsterten Schachteln, die sie in Hast aus den Geheimfächern des uralten Wandschranks zog. Auf den bunten Samtpolstern lagen goldene Ketten, Perlen, und schwere Ohrgehänge, Armreifen und funkelnde Ringe. Sie hatte alle die Kästen und Schachteln geöffnet und weidete sich im rötlichen Schein der flackernden Anschlitterze an der schimmernden Pracht.

Dorothee schlug die Hände zusammen und lachte.

„Ei, ei, Ahne, daß Ihr noch so viel Herrliches besitzet, wußte ich ja garnicht. Ihr seid ja eine reiche Frau mit all dem Gold und Edelstein! Beinahe wie im Märchen!“

Die Greisin sah sich scheu um nach den beiden Türen und bückte sich dann über ihren Schatz.

„Ja, ja, es steckt ein Wert darin, ihr törichten Kinder. Und darum habe ich es gehütet für Euch in verborgenem Versteck. Damit Ihr einmal nicht verarmt seid, wenn der Franzose Euch Haus und Hof über dem Kopf anzündet.“

„O Ahne, er ist ja nimmer unser Feind. Auch ist die Besatzung ganz friedlich und zieht bald wieder weiter, hat der Marquis gesagt.“

Sibylle war langsam näher getreten.

Die Greisin holte mit zitternden Händen mühsam ein Stücklein nach dem anderen hervor. Sie hob jetzt eine Perlenkette und ließ sie prüfend durch die knöchernen Finger gleiten.

„Was der Marquis gesagt hat, ist nicht wahr. Nie kommt der Franzose als Freund, wenn er auf deutschen Boden tritt. Seht, diese Kette stammt auch von einem Marquis. Er hat sie einst einer Ahnfrau geschenkt. Aber sie ist unheimlich, diese Kette. Weil jedesmal, wenn ein oder eine Battenberg stirbt, eine Perle schwarz wird.“

„Und dies,“ fuhr die Ahne fort, und zog eine goldene Nadel aus seidnem Kissen, „dies hat ein alter Gildenborn vor dreißig Jahren Deiner seligen Mutter geschenkt, Sibylle. Und sobald Du den jungen Gildenborn gefreit hast, soll auch die Nadel wieder Dein Eigentum sein.“

Sibylle war zusammengezuckt bei dem Namen Gildenborn.

„Nadeln darf man nimmer verschenken. Sie zerbrechen Freundschaft und Liebe,“ sagte sie leise.

Aber die Ahne hatte es wohl nicht gehört. Emsig packte sie jetzt alle die Kästen und Schächtelchen in eine flache Holzkiste, die ebenfalls im Wandschrank gestanden hatte.

„Du wirst nachher Marie rufen, Dorothee. Und dann tragt Ihr die Kiste zusammen hinunter in den Garten.“

Sibylle war an den Tisch getreten und sah mit ernsten Augen auf alle die Kostbarkeiten, die in die schwere Kiste versenkt wurden. „Warum wollt Ihr das alles der Erde übergeben, Ahne? Wo doch die Stadt Worms es jetzt so bitter braucht in ihrer Not?“

Der Ahne blieb der zahnlose Mund ein wenig offen stehen vor Verwunderung.

„Die Stadt Worms? Wie komme ich dazu, mein Eigentum der Stadt zu schenken?“

„Weil es Eure Vaterstadt ist, Ahne. Und weil sie jetzt viel brauchen wird, da sie so schwere Besatzung bekam.“

„Wer hat Dir das gesagt, Kind?“

„Johann Friedrich Seidenbender hat es jetzt auf dem Festmahl selbst gesagt und hat von allen Frauen Geschmeide gesammelt. Es ist unsere heilige Pflicht, Ahne.“

Weit hatte sich die Greisin mit dem Oberkörper über den Tisch gebeugt. Beide Arme breitete sie wie schützend über die Schmuckstücke.

„Nein, nein, Sibylle, von meinen Sachen bekomme ich nichts. Ängstlich und sorgfältig habe ich immer alles gehütet in den schwersten Zeiten. Die Stadt mag sehen, wie sie ihre Bürger satt bekommt, wenn die Not größer wird! Das mag ihr wohl so passen, den Reichtum der Battenberge anzugreifen.“

Sibylles Gesicht war traurig geworden.

Die alte Frau knickte müde zusammen.

„Führe mich zum Lehnstuhl, Dorothee. Und dann rufe mir Marie.“

Die alte treue Magd wußte schon Bescheid. Sie war in alle Geheimnisse ihrer Herrin eingeweiht.

Sie hüllte die alte Frau in einen dicken, wattierten Mantel und hob sie auf. Denn Marie war groß und stark, und die alte Battenbergerin nur klein und zierlich. Dorothee nahm die Kerze vom Tisch, um zu leuchten. So gingen sie die breite, knarrende Holztreppe hinunter.

Sibylle trat ans Fenster und atmete tief. Über dem Dom ging der Mond auf. Fast blutig rot im Dunst der nächtlichen Ebene.

Jetzt hörte sie Pferdehufe unten vorm Hofstor. Zwei Reiter hielten hinterm Eisengitter.

Jetzt sah sie, wie der eine absprang und quer über den Hof auf die Haustür zukam.

Da kam es ihr zum Bewußtsein, daß er den Klopfer heben könnte und die Ahne erschrecken. Bemoßlich gar überraschen bei ihrer nächtlichen Arbeit.

Sie flog die Treppe herunter und stand auf der Diele, ehe der andere noch die Stufen empor war. Bevor er den Klopfer berühren konnte, hatte sie die Haustür aufgerissen.

Und es war seltsam, daß sie keinerlei Furcht dabei verspürte, noch an einen Überfall dachte. Nur die Ahne wollte sie schützen vor unbefugten Spähern.

Und dann erschrak sie doch und wurde sehr weiß.

Es war Johann Friedrich Seidenbender, der vor ihr stand. Sein Gesicht war voll Ruh und Staub, und seine Augen lagen tief in den Höhlen.

„Habt Ihr schnell einen starken Wein bei der Hand für meinen Gefährten? Er ist draußen am Tor, und nicht mehr fähig, abzusteiern.“

Sie fragte nicht und sie staunte nicht. Sie lief eilig zur Anrichte im Eß-Saal und holte von dem starken Wein, den die Ahne täglich trank. Sie brachte die ganze Kanne und zwei Becher dazu.

„Ruhet Euch ein Weilchen, Herr. Ihr könnt ja nimmer stehen. Ich bringe derweilen Euerm Gefährten den Trunk heraus.“

Und sie lief quer über den Hof zur Gitterpforte, wo die Pferde standen. Der Stadtschreiber hing völlig ermattet im Sattel, er konnte sich kaum mehr aufrecht halten. In gierigen Zügen trank er den dargebotenen Wein.

Sibylle ging zur Diele zurück, wo Seidenbender am Eidentisch lehnte. Sie goß auch ihm den Becher noch einmal voll.

„Trinket, Herr. Ihr sehet überanstrengt aus. Wollt Euch nicht ein wenig ruhen vorm Weiterreiten?“

Er trank. Und sah sie unverwandt an dabei.

„Darf jetzt nimmer an Ruhe denken, Jungfrau. Muß unverzüglich zur Stadt zurück. Hätt' auch keinen Aufenthalt gemacht, wenn der Plagert nicht zusammengebrochen wär. Die Franzosen haben uns genasführt, uns beide, statt uns zum General Boufflers den Weg zu weisen, haben sie uns in die Irre geführt, — Kreuz und Quer. Gott sei es geflagt!, darüber ist ein kostbarer Tag verloren gegangen, und Worms hat kapitulieren müssen!“ Er preßt beide Fäuste gegen die Stirn und knirscht mit den Zähnen. Die Kerzen im messingnen Armleuchter, den Sibylle in Eile auf den Dielentisch gestellt, flackern unruhig im Luftzug der offenen Haustür.

Sie bot ihm den dritten Becher Wein. Er hielt ihre Hand fest, und es war etwas Weiches in seiner Gebärde. Nahe über ihr war sein verstaubtes, zersorgtes Gesicht.

„Es ist das zweite Mal, daß Ihr mir Eure Hilfe bringt, Mädchen. Wie soll ich es Euch danken?“

Wie ein weißes, liches Bild stand sie im Kerzenschein. Das junge Gesicht erhob sich zu ihm. Die blauen Augen voll von tiefem, gläubigem Vertrauen. Und golden schimmerte es um ihr weiches, blondes Haar.

Er sah die Hingebung und die Liebe in ihrem Blick. Und sekundenlang war es ihm, als müsse er sie an sich reißen.

Aber er besann sich. Trank den letzten Becher leer und riß sich los. Er hatte eine kränklige, mürrische Frau daheim in seiner Wohnung vor seinem Auge gesehen.

„Habt Dank, Jungfer Battenberg. Mich ruft Worms.“

Er stülpte den Filzhut über und biß die Lippen fest und schmal zusammen. So schritt er gestärkt und kräftigen Schrittes die Steinstufen herab.

Sie hielt den Leuchter in der Rechten und war damit an die Tür getreten. Der Nachtwind, der draußen in den kahlen Ästen geigte, packte mit rohen Fäusten nach den kleinen, zuckenden Flammen und blies sie aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hund beschämte mich . . .

Ich hatte „den Krempel“ mal wieder gründlich satt und schritt verdroßen meines Weges. Da sah ich in den Anlagen einen Schäferhund, der stand bescheiden bittend vor seinem Herrn. Dieser warf ihm in kurzen Abständen Feten seines Frühstückspapiers hin, die der Hund eifrig auf sammelte und in den Papiertorb trug, glücklich, daß jemand seinen Diensteifer in Anspruch nahm.

Der Mensch bittet seinen Herrn schwerlich: „Gib mir eine Aufgabel!“ Aber mit der Bitte: „Erlöse uns von dem Abel!“ ist er gleich bei der Hand.

Sabe ich sehr Unrecht?

E. 9

Schmuggler.

Skizze von Oleg Verting.

Linda's Augen wurden blank und hart. Trotzig warf sie den Kopf zurück und sagte: „Ich heirate keinen Schmuggler.“
Aage senkte den Kopf und blickte mit zusammengepreßten Lippen auf das dunkle Hafenwasser von Helsingfors, das der Wind wie ein Riesenbecken zu graublauen, gischenden Streifen zusammenlegte. „Einen ehrlich arbeitenden, einen sicheren Mann brauche ich“, fuhr das Mädchen fort.

Die Muskeln von Aages Gesicht sprangen und zuckten vor wilder, tiefer Erregung. Was sie verlangte, hieß den Beruf aufgeben, mit Vater und Freunden brechen, hieß — ein Fremder sein in einer fremden Welt. Und doch — ohne Linda war das Leben wertlos. Er liebte sie mit der düsteren Zähigkeit, der abgründigen Tiefe nordischer Liebe.

Sie wußte es, darum reizte sie ihn: „Das also ist Deine große Liebe? Wie leicht doch Worte wiegen!“ Achselzuckend wandte sie sich zum Gehen.

„Linda!“ rief Aage. Es klang wie ein Schrei. Sie trat zu ihm, faßte seine Hand. „Mache Deinen Frieden mit meinem Vater! Werde einer der unsrer! Dann werden wir beide sehr, sehr glücklich sein“, sang ihre Stimme weich und lodend in seinen Ohren. Sie legte ihren Arm um ihn, brachte ihr Gesicht ganz nahe an das seine und sah ihm in die Augen.

Aage wollte sie zurückstoßen. Das war Verrat, was sie von ihm verlangte, niederträchtiger Verrat. Er, der Schmuggler sollte zum Zollwächter werden! Da fühlte er ihren Körper, ihren warmen Atem. Irgend etwas zerriß schmerzhaft in ihm. „Gut!“ sagte er heiser.

Drei Tage wartete der alte Yrjö Koivula auf seinen Sohn Aage. Doch seine Freunde brachten das schnelle Motorboot „Linda“ ohne ihn zurück. „Wo ist Aage?“ fragte der Alte.

„Er ist ein gezähmter Falke geworden, der seine freien Brüder jagt“, ward ihm zur Antwort; sie traf ihn mitten ins Herz. Seine Hand fuhr an das kurze Messer. Da sagten die anderen nichts mehr.

Yrjö ahnte, warum sein Sohn zum Verräter wurde. Er brach die goldenen Lettern des Namens „Linda“ vom Boot und malte mit schwarzen, ungelassenen Buchstaben einen anderen Namen an seine Stelle: „Börg“, das heißt „Hölle“.

Sorge kroch in die Herzen aller. Noch nie hatte es einen Verräter unter ihnen gegeben. Wenn Aage einer wurde, so war es um so schlimmer. Denn er kannte ja alle ihre Schlupfwinkel, von denen kein Zollwächter etwas wußte, kannte auch das, was ihnen zum Schicksal werden konnte, die „Teufelsrinne“ und das „Tor der Hölle“. Zwei Kilometer von Yrjö's Hütte entfernt stieg eine graue Felswand jäh aus dem Wasser, der „Teufelsfelsen“. Nur die Schmuggler wußten, daß dieser Felsen eine Durchfahrt hatte. Von zerklüftetem Stein überwuchert, war sie nicht einmal vom Flugzeug aus sichtbar. Das „Tor der Hölle“ hieß sie, weil der Weg zwischen engen, düsteren Felswänden hindurch zu einem großen, teilweise nur unter dem Wasser verborgenen Steinfelde führte, in dem das Wasser schon bei leichtem Winde brodelte und das der Sturm in einen tobenden Regentessel, die „Hölle“, verwandelte. In der „Hölle“ aber gab es eine schmale, äußerst gefährliche Durchfahrt, die „Teufelsrinne“, die nur den Schmugglern bekannt war.

Wenn man durch eine winzige, zackige Felspalte das Licht aus Yrjö's Hütte sah, befand man sich der Einfahrt ins „Tor der Hölle“ gerade gegenüber. Hatte man die „Teufelsrinne“ erreicht, mußte man wieder schur gerade auf Yrjö's rötliche Petroleumlampe zuhalten. Kein Mensch dachte, daß ein Boot durch diese Brandung gelangen könnte, aber die Schmuggler hatten den Weg gefunden und das Steinfeld zu ihrem Warenlager gemacht, wo sie die Blechgefäße mit Spiritus versorgt versenkten und wieder herausholen konnten. So kam es denn, daß verfolgte Schmugglerboote zur ärgerlichen Verwunderung und Enttäuschung ihrer Verfolger plötzlich verschwanden, als wären sie vom Meere verschluckt, während sich im Ergebnis dieses rätselhaften Verschwindens stets ansehnliche Mengen von Alkohol über das trockene Fimmland ergossen.

Der Sturm heulte über dem nächtlichen Meer, riß aus der „Teufelsfelsen“ umbrüllenden Brandung weiße Schaumkronen hoch hinauf und peitschte das Wasser zwischen den Steinen der „Hölle“ zu entsetzlichen Rasen.

In seinen Schafpelz eingehüllt, die weiße Lammfellmütze tief über die Ohren herabgezogen, stand der alte Yrjö am hohen Meer und spähte mit den immer noch scharfen Augen aufs Meer hinaus. Aus den Fenstern seiner Hütte strömte ruhig das rötliche Licht seiner Lampe, das Wahrzeichen und der Begleiter für seine Gefellen.

In der Ferne sah er die grünen Strahlen eines Scheinwerfers gespensterhaft durch die Nacht huschen. In seinen Augen leuchtete es. Er wußte: Draußen hegte die „Börg“ durch das Wasser — hinter ihr die Verfolger. Wenn Aage darunter war, Aage, sein Sohn, dann . . . Es war ihm, als tralle sich plötzlich eine eiskalte Hand um sein altes Herz.

Die „Börg“ jagte heran. Belebend unter den Stößen des starken Motors. Wütend schlugen die Wellen über den schwer beladenen Vord und schleuderten salzige Spritzer in die Augen der drei Insassen. Aber immer näher kam das schnelle, von keiner Ladung beschwerte Zollboot, und das grelle, grüne Auge seines Scheinwerfers bohrte sich tödlich in die Geheimnisse der Sturmnacht. In den regelmäßigen Gang des Sturmes mischte sich mit abgerissenen Rarmfetzen das Geknatter eines Maschinengewehrs.

Größer wurde Yrjö's Licht, deutlicher wuchs der „Teufelsfelsen“ aus den weißen Armen der Brandung. Da pfiff es dünn und scharf im Sturm, einmal, mehrere Male. Ein Stückchen Bordwand splitterte ab, von einer Kugel getroffen. „Verdammt!“ fluchte der Mann am Ruder und duckte sich, so weit er konnte. Lange Minuten vergingen. Die Kugeln des Maschinengewehrs streuten in immer gefährlicherer Nähe. Da blinkte Yrjö's Licht mitten zwischen zwei Felsengaden. „Stop!“ rief der Mann am Ruder, gleichsam von schwerer Last befreit. Einer faßte den Hebel des Motors, sein Puffen wurde langsam und kaum hörbar. Fast nur noch vom Nachstoß seiner Vollkraft getragen, glitt das Boot schnell und sicher durch den hellen Brandungsgürtel ins „Tor der Hölle“. Eine elektrische Lampe blitzte auf und zeigte den Weg durch das Dunkel zwischen den Felswänden. Kaum eine Minute, dann umspielte der Gisch der „Teufelsrinne“ den Bug der „Börg“.

„Der Teufel hat sie geholt“, lachte einer der Verfolger im Zollboot hart. Aages Hand umkrampfte den Griff des Steuerls. In seiner Seele war ein kurzer, qualvoller Kampf. Ein rauhes Stöhnen verwehte im Sturm. Dann lenkte er das Boot mit fester Hand zum „Tor der Hölle“.

„Bist Du verrückt?“ fuhr der Kapitän ihn an und wollte ihm das Ruder aus der Hand reißen. Da sog die Brandung schon das Boot in sich hinein. Ein wilder Entsetzensschrei sprang dumpf aus dem Sturm.

In voller Fahrt rutschte das Boot pfeilschnell über die weiß wallende Mähne der Brandung. Den anderen stockte Herzschlag und Atem. Ein Ruck am Ruder, und schattengleich flog das Boot in völlige Finsternis. Seine Lichter huschten gespenstisch die Steinwände entlang und über das plötzlich stille, bißfällige schäumende, dunkle Wasser der Durchfahrt. Dann schoß es in die „Teufelsrinne“. Die anderen starrten Aage fassungslos an, wie einen Zauberer. Daß er in voller Fahrt durchgekommen war, schien ihm auch selbst wie ein Wunder.

Yrjö's Licht winkte vom Uferfelsen. Aage fühlte einen kurzen, schmerzhaften Stich im Herzen: Der Alte dort, den er verriet, war doch sein Vater! Ja, aber zu Hause, im neuen, schmutzen Nest wartete Linda. „Wir steuern das gute Schiff zur Hölle . . . tra-la . . .“, fiel ihm plötzlich das alte finnische Schmugglerlied ein. Dann wollte er rufen: „Langsame Fahrt“, aber das Wort erstarb ihm in der Kehle, und sein Blick wurde starr: Schwarz lag das Ufer da über rasender Brandung, Yrjö's Licht war erloschen!

Aages Arm wurde unsicher, vor seinen Augen verschwamm das Meer zu weißlichem Nebel. Eine riesige Brandungswelle faßte das Boot, warf es gegen harten Stein. Das Holz splitterte, Wasser strubelte zischend durch den zerschmetterten Boden. Der Motor setzte aus. Das Boot drehte sich in tollem Wirbel um sich selbst, schlug nochmals gegen Stein und zerbarst mittschiffs. Mit starrem, weißem Gesicht, die abgebrochene Ruderstange noch in der Hand, versank Aage lautlos in einem gurgelnden Wasserloch. Das Meer breitete sein weites, wallendes Leichentuch über ihn und seine Tat.

Als der alte Yrjö Koivula das zweite Boot nicht mehr sah, zündete er die Lampe wieder an. Seine Augen waren leer, sein Gesicht steinern. Er wußte, daß nur ein einziger das Zollboot durch das „Tor der Hölle“ hatte steuern können, und wußte auch, daß dieser einzige sein einziger Sohn war.

Die „Börg“ näherte sich langsam ihrem Versteck . . .

Angelika Kauffmann und Kronprinz Ludwig von Bayern.

Von Dr. Karl Schottenloher,
Abteilungsdirektor der Bayerischen Staatsbibliothek.

Wer nur immer um die Wende des 18. Jahrhunderts nach Rom kam und die Berühmtheiten der ewigen Stadt kennen lernen wollte, durfte an Angelika Kauffmann nicht vorbeigehen, der berühmten Malerin, deren Haus ein gesuchter Mittelpunkt seiner Häuslichkeit und vornehmen gesellschaftlichen Verkehrs geworden war. Nicht nur, daß die Künstlerin als einbrudsvolle Persönlichkeit und begehrte Porträtistin einen bedeutenden Namen hatte, auch ihre Sammlungen von eigenen und fremden Bildern, von Kupferstichen, Gipsabgüssen und Kunstbüchern übten mit ihrer ganzen Umgebung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Bilder von Tizian, Bordone, da Vinci, auch von Goethe gesehen und gerühmt, standen neben großen eigenen

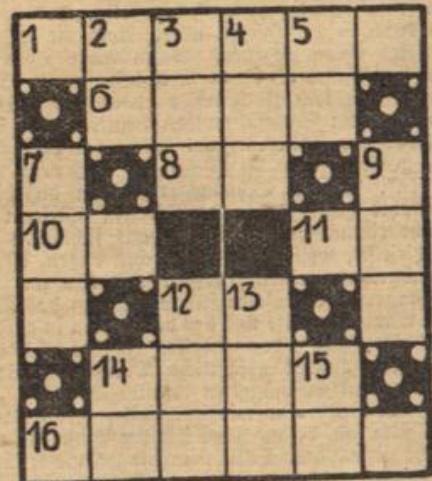
Gemälben „Christus und die Samariterin“ oder „David und Nathan“. Anderswo grüßten Bilder oder Büsten von Leibniz, Herder, Goethe, Windelmann. In solcher Umwelt gehörte die gastfrohe Bregenzlerin zu den gefeiertsten Frauen ihrer Zeit. Kaiser Joseph II., Prinzessin Sophie Albertine von Schweden, Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, Fürstin Luise von Anhalt-Deskau, Kurfürst Karl Theodor von Bayern besuchten sie, Windelmann, Goethe, Tischbein, Matthieson hielten Freundschaft mit ihr, Klopstock, Gekner, Wieland, Stolberg sandten und empfingen Briefe. Als die Künstlerin am 5. November 1807 aus dem Leben schied, trauerte die ganze Künstlerwelt Roms um sie. In feierlichem Zug trug man die Tote durch die Straßen. Neben dem Sarge schritten die führenden Künstler Roms, darunter Canova und Le Thiers, und hielten die Enden des herabwallenden Tuches. Vor dem Gerüste wurden zwei Gemälde aus ihrem Nachlaß mitgetragen: „Christus mit der Samariterin“ und „David und Nathan“. Malgeräte, mit Lorbeer umwunden, bildeten den Aufzug über den beiden Bildern. Dem Sarge folgte eine Gruppe, in deren Mitte ein Gipsabguß ihrer rechten Hand, den Pinsel führend, einhergetragen wurde. Alle Künstler Roms begleiteten den Zug, bis man zur Kirche S. Andrea delle Fratte kam und die Tote zur letzten Ruhe gab. Ihre Marmorbüste, von dem Bildhauer Peter Kaufmann angefertigt, wurde ein Jahr später im römischen Pantheon neben den Büsten eines Raffael, Caracci, Poussin aufgestellt.

Als Kronprinz Ludwig von Bayern im Frühjahr 1805 zum ersten Male in Rom weilte, um sich hier mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit seiner neunzehn Lebensjahre der antiken und der neueren Kunst hinzugeben, stand die dreundlichjährige Künstlerin bereits am Ende ihres Lebenswerkes. Aber geistig völlig frisch empfing sie ihren jugendlichen Gast und ging sogleich mit Feuereifer an die biblische Darstellung des schönen Prinzen in der doppelten Ausführung: eines Brustbildes und eines Bildnisses in ganzer Figur. Da die Künstlerin bereits nach zwei Jahren aus dem Leben schied und ihr fürstlicher Gast während dieser Zeitspanne nicht mehr nach dem Süden kam, hat sich der persönliche Verkehr der beiden kunstbegeisterten Seelen auf jenen ersten Aufenthalt des Kronprinzen in Rom beschränken müssen. Dessen Erinnerungen an die Künstlerin aber blieben umso stärker wach, als inzwischen die beiden Bildnisse ihrer Ausführung harteten. Die Verbindung mit Rom ging über den dortigen bayerischen Gesandten beim Heiligen Stuhle, Bischof Kasimir Haefelin, der auch sonst die angeknüpften Beziehungen des Kronprinzen mit der Künstlerin und dem Kunsthandel Roms vermittelte. Der Gesandte nahm an dem Fortschreiten der beiden Bildnisse lebhaften Anteil und berichtete dem Kronprinzen wiederholt darüber. So schrieb er am 24. Juli 1806, daß Friedrich Müller, der Maler und Dichter, der die besondere Zuneigung des Kronprinzen während dessen Aufenthaltes in Rom gewonnen hatte, um Zeichnungen des Kostüms des Ordens vom hl. Hubertus nach München geschrieben habe, die der Künstlerin als Unterlage für die Darstellung des Gewandes dienen sollten. Da die überlieferten Zeichnungen nicht genügten, erbat der Gesandte im November 1806 von dem Galeriedirektor Johann Christian Mannlich Originalborten der Tracht, damit nach der Natur gemalt werden konnte. Das große Bildnis sollte, wie Haefelin an den Kronprinzen berichtete, eines der besten Werke der Künstlerin werden. Es sei, schrieb er am 12. Dezember 1806, ebenso schön, ebenso ähnlich, aber prunkvoller, edler und majestätischer als das kleine Brustbildnis. Im Juni 1807 war das Bild fertig; die Künstlerin wollte es eigenhändig in München überreichen, wo gerade auch Haefelin weilte. Aber der Papst widerriet der betagten Frau die Reise, und so unterblieb diese. Ein Kaufmann Cremaschi sollte nun das Bild nach München bringen. Allein es kam auch dazu nicht, denn am 5. November 1807 starb die Künstlerin. Als der bayerische Gesandte im gleichen Monate nach Rom zurückkehrte, erfuhr er, daß Angelika Kauffmann nicht mehr unter den Lebenden sei. Er war darüber umso mehr betroffen, als die Künstlerin ihm, wie er dem Kronprinzen meldete, kurz vorher geschrieben hatte. Unverzüglich ging er in das Haus der Verstorbenen, um sich nach den beiden Bildnissen des Kronprinzen umzusehen. Er fand sie im besten Zustande, nur daß ihm der schwere Rahmen mißfiel, in dem das große Bildnis hing. Während das kleinere Brustbild noch der Künstlerin vergütet worden war, fiel der Preis für das große Bildnis, er betrug 220 Zechinen oder 484 Dukaten, bereits den Erben zu. Der bayerische Gesandte entledigte sich nach seiner Rückkehr noch eines weiteren Auftrags des Kronprinzen, indem er die Bildhauer Litz, Carlis und Kaufmann mit der Herstellung der Büsten von Windelmann, Goethe und Angelika Kauffmann beauftragte. Johann Peter Kaufmann, der, von Canova veranlaßt, schon die Büste der Künstlerin für das Pantheon hergestellt hatte, übernahm nun zum zweiten Male die Aufgabe, das Bild der Frau, der er als Künstler sehr nahe gestanden hatte, in Marmor zu bringen. Für jede der bestellten Arbeiten waren 100 Dukaten ausgelegt. Die Büste der Künstlerin wurde am 3. Juni 1808 fertig und erzielte bei Canova

und den übrigen Künstlern alles Lob. Sie ist heute im Besitz der Neuen Pinakothek zu München aufgestellt.

Da die Erben von Angelika Kauffmann aus Doralberg stammten, das damals zu Bayern gehörte, boten sie den künstlerischen Nachlaß der Toten, der aus eigenen und fremden Bildern, aus Kupferstichen, Gipsabgüssen und Kunstbüchern bestand, dem bayerischen Hofe zum Kaufe an. Sie forderten 30 298 Gulden und glaubten rascher dadurch zum Ziele zu kommen, daß sie sich statt baren Geldes aufgehobene Klostergüter und andere Grundstücke wünschten. Der eine Teil der Forderung sollte zu einer milden Stiftung für arme Blutsverwandte verwendet werden, der andere Teil dem Haupterben Johann Kauffmann zufallen. Der bayerische Gesandte hatte die Angelegenheit zu prüfen und beauftragte im März 1810 die Bildhauer Konrad Eberhard und Salvator Carlis mit der Abschätzung der hinterlassenen Gipsabgüsse, die Maler Friedrich Müller und Johann Martin Wagner mit der Bewertung der Bilder. Die 200 Gipsabgüsse empfahlen Eberhard und Carlis zur Anschaffung für die Ausbildung der von der bayerischen Akademie jeweils nach Rom gesandten Kunstzöglinge. Ebenso befürwortete Müller den Ankauf des Bildernachlasses. Wagner aber erhob Widerspruch und erklärte den geforderten Preis für viel zu hoch. Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung mit der bayerischen Gesandtschaft. Aber seine Auffassung drang durch, und der Ankauf unterblieb. Der Nachlaß der Künstlerin, dessen Verzeichnis noch heute bei den Papieren König Ludwigs von Bayern im Geheimen Hausarchiv zu München liegt, ist dann in alle Welt verstreut worden. Das einst bei ihrem Leichenzuge einhergetragene Bild „Christus und die Samariterin am Brunnen“ hat König Ludwig im Jahre 1829 erworben; im Jahre 1924 ist es an das ehemalige Königshaus (Wittelsbacher Ausgleichsfond) abgegeben worden. Dorthin wanderte auch das Brustbildnis des Kronprinzen, während das große Bild mit Kronprinz Ludwig in ganzer Gestalt in der Neuen Pinakothek zu München aufbewahrt wird. Dieses Bildnis ist die hübscheste Erinnerung an das Zusammentreffen des kunstbegeisterten Fürsten Johannes mit Angelika Kauffmann in Rom.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. New Yorks Oberbürgermeister. 6. Biblische Figur. 8. Auerock. 10. In Verbindung mit 11 waagerecht: Männlicher Vorname. 12. Französische Präposition. 14. Nummer. 16. Gebrauchsgegenstand. — Senkrecht: 2. Spielfarte. 3. Nicht heiß. 4. Erholung. 5. Span. Artikel. 7. Erdachse. 9. Gutshaus. 12. Definierter Artikel. 13. Rederei. 14. Französischer Artikel. 15. Wie 12 waagerecht.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 154:
Waagerecht: 1. Justitia. 4. Kueße. 5. Tabora. 6. Ketsche. — Senkrecht: 1. Jupiter. 2. Tosca. 3. Anomone. 4. Rabat.

Scherz und Spott

Sein Standpunkt.

„Was passiert denn, wenn der Lift herunterfällt?“ fragte die ängstliche Dame im 12. Stock des Hochhauses „Um Himmelswillen“, sagte der Liftmann. „Dann verliere ich meinen Posten!“